

Abgeschalteter Regenbogen

Der zweite Shutdown ist da, Bars, Clubs und Cafés sind wieder geschlossen: nicht so schlimm? Was für den Hetero-Mainstream vielleicht verzichtbar erscheint, ist für viele queere Menschen überlebenswichtig: Orte außerhalb der Kernfamilie zu haben, an denen sie sich treffen, sich unterstützen und Allianzen bilden können. Über die Systemrelevanz queerer Räume. Von Drag Queen Doris Belmont

Das infernalische 2020 neigt sich dem Ende zu, liebe Leser*innenschaft. Der bereits jetzt berüchtigte Corona-Winter steht vor der Tür, und ein zweiter Shutdown – wenn auch in der Variante „light“ – legt die Bundesrepublik lahm. Die Nerven nicht weniger meiner Freund*innen liegen wieder blank. Klar, wir hatten die Nummer ja schon einmal. Wir haben den Schock im März nicht vergessen, als das öffentliche Leben für einen damals unbestimmten Zeitabschnitt auf Eis gelegt wurde. Private Kontakte außerhalb des eigenen Haushaltes konnte man plötzlich nur noch via Skype, sozialen Medien oder, für die ganz Altmodischen, via Telefon pflegen. Vor allem den Körperkontakt mit allem außerhalb der eigenen vier Wände galt es tunlichst zu vermeiden.

So unumgänglich diese und andere Maßnahmen zum *Social Distancing* angesichts des Pandemiegeschehens auch waren, so sehr frappte mich bereits im März – und auch jetzt wieder –, wie unterschiedlich mein Umfeld darauf reagierte. Während das Gefühl von Isolation viele meiner queeren Mitstreiter*innen die eigenen vier Wände, sofern sie denn welche zur Verfügung hatten, hochgehen ließ, verstörte mich mein cis-heterosexueller Freundes- und Bekanntenkreis, ich muss es zugeben, nicht wenig. Mit Aussagen wie „Der Lockdown ist doch so ein bisschen auch wie Winterschlaf“, mit Gerede von einer angeblichen „Entschleunigung“ oder, im Gegenteil, mit ihren kreativen Konzepten, wie in dieser Zeit „Selbstoptimierung“ betrieben werden könne – von der Online-Weiterbildung über „die Partnerschaft pflegen“ bis zum neuen Wohnzimmerboden. Schließlich, so der Tenor, habe man dafür ja jetzt „endlich mal Zeit.“

Als der Spuk dann Anfang des Sommers erstmal abzuklingen schien, offenbarte sich mir recht schnell, wie unterschiedlich die Realitäten gewesen sind. Klar, besonders litten erstmal jene, die durch den Verlust ihres Jobs oder durch ähnliche Katastrophen in prekäre Lebenslagen gerieten. Aber nicht nur die materiellen Einbußen riefen Leid hervor: Viele queere Menschen, so auch ich, haben den Wegfall der sozialen Treffpunkte und Netzwerke in dieser Zeit deutlich zu spüren bekommen. Dazu zählen unter anderem Bars, Cafés, Clubs, Theater oder ehrenamtliche Einrichtungen. Anders als im Hetero-Mainstream ist ein queeres Café, ein queerer Club oder dergleichen mit Regenbogenlabel weit mehr als nur ein Ort der Zerstreuung, des Betrinkens oder Feierns. Die Rede ist von sogenannten *Safe Spaces*.

Hier erfahren Menschen, die oft aus queerfeindlich eingestellten Familien, Städten oder Regionen kommen, in denen ihr Alltag massiv erschwert ist, wie es sich anfühlt, für das eigene sexuelle und romantische Begehren und die geschlechtliche Identität nicht kritisch beäugt zu werden, sich nicht geschlechterkonform kleiden und geben zu müssen, so auftreten zu können, wie man sich eben fühlt. Man lernt sich untereinander kennen, bildet Allianzen und bestärkt sich gegenseitig darin, nicht mehr nur gegen die zu sein, die einem mit Anfeindungen begegnen, sondern vor allem auch positiv zu seiner eigenen Identität zu finden. Eben jene Attribute, die cis-geschlechtliche Heterosexuelle im Laufe ihrer Pubertät oft von ganz alleine erfahren. Und um die notwendigen Allianzen schmieden zu können, braucht es nun mal die Räume, in denen wir uns treffen können. So einfach – und so fatal, wenn es diese Räume nicht mehr gibt.



Wie schon im März und jetzt wieder beim „Shutdown light“ haben viele die finanziellen Probleme zwar auf dem Schirm, die sich für die Bereiche Kunst, Kultur und gesellschaftliches Leben auftun. Geht es jedoch ins Private, zeigt sich ein anderes Bild. Da begegnen mir Sprüche wie „Eines der positiven Dinge in dieser Zeit: Wir sind als Familie zusammen“ – was in meinen Ohren und in denen vieler Queers fast schon zynisch klingt. Hier zeigt sich, dass Shutdowns – neben ihrer berechtigten Funktion zur

Das toxische Verständnis von Familie und das protestantische Verhältnis zur Arbeit

Krisen wie eine Pandemie konfrontieren die Gesellschaft eben mit den Problemen ihrer Zeit. Und dazu gehört, neben dem toxischen Verständnis

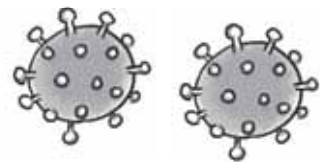
Pandemieeindämmung – gerne auch eine, wahrscheinlich nicht einmal beabsichtigte, Rückbesinnung auf die traditionellen „Tugenden“ unserer Gesellschaft mit sich bringen. Zentral hierbei: der bedingungslose Rückzug in die Kernfamilie. Vater, Mutter, Kind, vereint in einem Haushalt. Wahnsinnig schön, und vor allem so herrlich divers. Ganz ehrlich, wenn man ohne feste Partner*in lebt und einem Freund*innenkreis aus zahllosen Einzelhaushalten vorzuweisen hat, wird einem dieser „liederliche“ Lebensstil in der Krise um die Ohren geklatscht.

von Familie, auch das protestantisch anmutende Verhältnis zur (Lohn)Arbeit. Solange Institutionen, die mit Vergnügen und Freizeit assoziiert werden, als nicht systemrelevant gewertet werden, bleibt die Mär vom entschleunigenden Shutdown eben genau das: Ein Märchen, das sich nur der materiell und sozial abgesicherte Hetero-Mainstream anhören kann, ohne wütend zu werden. Queere Räume dagegen richten sich immer auch gegen die Norm, gegen die gesellschaftlichen Zwänge und das herrschende System. Und genau darin liegt – um im Jargon der Corona-Krise zu bleiben – ihre Systemrelevanz.<

Doris Belmont ist eine Drag Queen aus Berlin und mesmerisiert ihre Leser*innenschaft unter anderem einmal monatlich im Stadtmagazin Siegessäule mit ihrer Tuntenkolumne „Abgeschminkt“

Wem der Sinn zur rechten Zeit nicht nach Vorgartenidylle mit Gartenzwerge und weißem Gartenzaun stand, hat in einem Shutdown ohne identitätsstabilisierende Rückzugsmöglichkeit nicht die besten Karten. Und bei der Vorstellung, wie es erst ungeouteten Queers gehen mag, die noch in dieser schrecklichen Komposition der Kernfamilie leben müssen und denen jetzt dieses Netzwerk von queeren Treffpunkten und queeren Allianzen weggebrochen ist, schmilzt mir, gelinde gesagt, die perfekt gestylte Dutte vom Kopf. Die Gewalt, die das patriarchal ausgelegte, heteronormative Kleinfamilienmodell gerade in Krisenzeiten hervorzubringen imstande ist, betrifft im Übrigen natürlich nicht nur Queers – wie die Statistik über häusliche Gewalt zeigt, die während des ersten Shutdowns in Familien signifikant angestiegen ist.

Dass die angeblich nicht systemrelevanten sozialen Netzwerke als erstes unreflektiert dem Shutdown zum Opfer gefallen sind, ist nicht verwunderlich – werden sie doch noch immer als Bonus



Was Corona mit uns macht.... #05

Halten Beziehungen das aus?

Je länger die Pandemie dauert, desto mehr werden auch Freundschaften und Beziehungen auf die Probe gestellt. Waren Anfang Juni nur 16% der Menschen in Deutschland beunruhigt, wie sich das Virus auf ihre sozialen Beziehungen auswirkt, stieg die Zahl Ende Oktober schon auf 35%. Auch der Teil, der (sehr) beunruhigt ist über Auswirkungen von Covid-19 auf seine psychische Gesundheit (Jun.: 10%, Okt.: 25%) und körperliche (Jun.: 13%, Okt.: 27%) stieg über die Monate hinweg an.

Bundesinstitut für Risikobewertung // Corona Monitor // rund 1.000 Befragte in Deutschland // repräsentativ // wöchentlich seit März 2020

